sie nicht wieder. Nur einmal ist es ihm, als fahre sie in einer Kutsche neben einem Herrn mit eisgrauem Haar an ihm vorüber. Da es fast Abend ist, glaubt er, sich getäuscht zu haben, denn die Kutsche biegt in den Schloßhof ein. —

Berlin, 18. Juni 1821. Die Kaleschen fahren vor dem Schauspielhaus auf. „Der Freischütz, romantische Oper von Carl Maria von Weber", steht auf dem Theaterzettel. Der Komponist, königlicher Hofkapellmeister zu Dresden, fiebert der Aufführung entgegen. Neben ihm in der Loge sitzen Graf Brühl, sein Entdecker für Berlin, und die Gattin. Die Musik klingt auf, und bald rast das Haus; man ruft den Komponisten auf die Bühne. Fast erschöpft kommt er ins Foyer, von Freunden und Getreuen erwartet.

Einmal geht am Arm eines silberhaarigen Mannes eine Dame an ihm vorbei. Weshalb glaubt er, diese feine Nackenlinie zu kennen? Am Schluß der Vorstellung verabschiedet er sich am Ausgang des Schauspielhauses von den vielen, die ihm Glück wünschen. Wieder erscheint die Dame, und der hochgewachsene Herr sagt halblaut, so, daß er es hört: „Das ist Carl Maria von Weber — er stammt aus unserem Eutin!" Sie blickt zu ihm, wird über und über rot und schlägt ihre traurigen Augen nieder.

Graf Brühl verbeugt sich sehr tief. Die Dame lächelt mühsam, und dann ist sie vorüber. Vor Webers Augen flimmert das Sonnenlicht des heimatlichen Waldes, er sieht ihren schönen Schritt, wie sie sich am letzten Nachmittag von ihm entfernte. Er hat hundert herrliche Melodien davongetragen und eine wehe Erinnerung. Neben ihm steht die treue Gattin — sie weiß von dem Eutiner Zwischenspiel nichts, und er kann es auch wohl gar nicht erzählen. Das Glück wirft dem Künstler die Erlebnisse in den Weg und nimmt sie ihm wieder, wenn sein Werk entstehen soll — geheimnisvoll und unerbittlich ist dieser Ausgleich des Schicksals für jene, die des Ruhmes Höhen erreichen.

Brühl wendet sich zu ihm: „Sogar der knorrige Großherzog von Oldenburg ist mit seiner Tochter hierher geeilt, Meister. Morgen wird die Großherzogintochter — die Dame an seinem Arm — hier in Berlin ihrem Verlobten zugeführt; sie kennen sich nicht, doch sie sind seit langem füreinander bestimmt ..."

Mehr hört Carl Maria von Weber nicht. Er wendet sich ab und sieht gerade noch, wie die fremde und so bekannte Dame am Portal mit ihrem Tuch über die Augen fährt und ihn mit einem letzten Blick grüßt. Dann ist auch das vorüber.

Der fremde Musikant aus Eutin war in dieser Nacht zum Liebling Deutschlands geworden, und er mußte in jener Nacht, da er die Fremde aus Eutin wieder sah, ohne sie sehen zu dürfen, zugleich die Zwiespältigkeit alles Glückes spüren. Er stürzte sich in die Arbeit an „Euryanthe" und schrieb alle Lieder für die junge Prinzessin. Sie muß ihn wohl verstanden haben: In Wien, in London, überall, wo eine neue Oper von Weber aufgeführt wurde, erschien sie, und bald konnte sie wieder lächeln wie einst. Sie blieben durch die Töne und ihr fernes Lächeln immer miteinander verbunden und haben sich doch nie im Leben wieder gesprochen.

Das mannhafte Auftreten

Skizze von Johannes G. Arnoldt-Berlin

Petermann kam bleich vor Wut aus dem Zimmer des Chefs. Er, der beste Verkäufer der Teppichabteilung, mußte sich über Dinge belehren lassen, die er sich schon als Lehrling an den Fußsohlen abgelaufen hatte. Aber konnte er sagen, Herr Neumann habe keine Ahnung, er möge sich seine guten Ratschläge sparen? Nein, das konnte er nicht! Er war zu alt, um seine Stellung aufs Spiel setzen zu können. Also sagte er schon lieber: „Gewiß, Herr Neumann, jawohl, Herr Neumann!" und behielt seine Meinung für sich.

Petermann sah auf die Uhr: Am Sonnabend arbeitete er nur bis fünf Uhr, und es war bereits sechs. Er beeilte sich, nach Hause zu kommen. In der Bahn nahm er die Abendzeitung vor. Sein Auge blieb an einer Mitteilung hängen. Aufgeregt zog er sein Notizbuch: Kein Zweifel, die Zahl stimmte. Auf sein Los war in der heutigen Ziehung ein Haupttreffer gefallen! An der nächsten Haltestelle stieg er aus und fuhr zum Lotterieeinnehmer. Das Geschäft war schon geschlossen. Nun mußte er bis zum Montag auf sein Geld warten. Das konnte er schließlich. Womit er aber nicht warten konnte ...

Kurz vor sieben Uhr klopfte es energisch an Herrn Neumanns Tür, und vor dem verwundert-ärgerlich aufschauenden Chef stand — Petermann.

„Herr Neumann", sagte er, „es war mir unmöglich, bis Montag zu warten. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen auf Ihre Vorwürfe heute schon zu antworten." Und dann hielt er seinem vor Ueberraschung sprachlosen Chef die Fehler in der Angestellten- und Kundenbehandlung vor, sprach mit einer Art überlegener Ironie von der falschen Personalpolitik, der Ueberorganisation und den verfehlten Sparmaßnahmen. Allmählich geriet er in Feuer. Er trat an den Schreibtisch heran, stützte die Hände auf und übersprudelte seinen Chef mit Worten. Und als Herr Neumann zu sprechen versuchte, schlug Petermann auf die Tischplatte und schrie: „Schweigen Sie, jetzt rede ich!"

Das war dem Chef denn doch zuviel. Er sprang auf und rief: „Jetzt ist's aber genug! Sie können sich Montag Ihre Papiere holen!"

Petermann lachte nur: „Sie irren sich, Herr Neumann! Nicht ich brauche Sie, sondern umgekehrt: Sie mich. Herr Tarrasch von der Konkurrenz wird meine Fähigkeiten besser zu schätzen wissen." Petermann ging. Jetzt war ihm erst richtig wohl.

Seiner Frau sagte er nichts. Er wollte ihr am Montag das Geld auf den Tisch zählen. Sie hatte ihren Mann lange nicht in so guter Stimmung gesehen. Willig ging sie mit ihm ins Kino; aber als er hinterher in unbegreiflicher Verschwendungssucht auch noch ein Kaffeehaus besuchen wollte, widersetzte sie sich mit Erfolg.

Am nächsten Morgen saß Petermann heiter am sonntäglichen Frühstückstisch. Seine Frau wollte ihn gerade fragen, warum er so vergnügt sei. Da sah sie ihn schreckensbleich in die Zeitung starren.

„Was ist Dir?" rief sie, nun ebenfalls erschrocken.

„Da!" sagte er tonlos und hielt ihr eine Zeitungsnotiz hin. Sie las: „In unserer gestrigen Abendausgabe wurde die Nummer des Gewinnloses leider falsch angegeben. Die richtige Losnummer ist ..." Und auf ihren verständnisvollen Blick erzählte Petermann ihr alles.

Sie war eine kluge Frau. Nach einigem Hin und Her riet sie ihrem Mann, sich bei Herrn Neumann zu entschuldigen: Er sei überreizt gewesen, seine Nerven hätten versagt —

Schweren Herzens schlich Petermann am nächsten Morgen ins Geschäft. Herr Neumann sah den übernächtigt an der Tür stehenden Petermann an: „Wie sehen Sie denn aus? Sie haben wohl die Nacht gebummelt?"

„Entschuldigen Sie, Herr Neumann ..." stammelte Petermann.

„Ich weiß schon", unterbrach ihn Herr Neumann, „was Sie sagen wollen: Das sei Ihre Privatsache und ginge mich nichts an. — Gut, aber Ihr Benehmen am Sonnabend ..."

Petermann hob beschwörend die Hand und begann zerknirscht: „Herr Neumann ..."

Der hieb die Faust auf den Tisch und brüllte: „Schweigen Sie, jetzt rede ich!" Dabei sah er gar nicht böse aus, und der erschrockene Petermann hörte ihn in ruhigem Ton fortfahren: „Ihr Auftreten — hat mir gefallen. Ich habe Sie am Sonnabend als Verkäufer entlassen. Schon lange brauche ich einen tüchtigen, gewandten und entschlossenen Abteilungsleiter. Wollen Sie den Posten übernehmen?"

Petermann sagte nicht Ja und nicht Nein; das Glück hatte ihn zu unerwartet beim Schopf gepackt.

„Glauben Sie mir, Herr Petermann", sagte Herr Neumann, „es stünde besser um manche Angestellten, wenn alle so mannhaft aufträten."

Petermann dachte: Ohne ein Gewinnlos in der Tasche würde ich es keinem empfehlen. Laut aber sagte er mit einer verbindlichen Verbeugung: „Nicht jeder Chef ist so verständnisvoll."

Und so wurde die Niete doch noch sein Gewinn.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 94 | **5. November 1932** | **6. Jahrgang**

Ein Schuss fiel ---

Roman von Hermann Hilgendorff
Copyright by Carl Druckner Verlag, Berlin W. 62

10. Fortsetzung

Aber deswegen umso rätselhafter, daß er scheinbar die Erbschaft ausschlagen wollte.

Na, die Familie des alten Lord würde sich freuen, wenn sie nie den Schatten dieses Burschen zu sehen bekommen würde.

„Also Sie wollen nicht!"

„Nä — —!" war Schrötters Antwort.

Er hatte schon gehen wollen.

Aber in diesem Augenblick war der Notar gekommen.

„Es ist meine Pflicht, Ihnen den Inhalt des Testaments bekannt zu geben . . .!"

Und der Notar hatte seinen Sermon gehalten.

Wilhelm Schrötter hatte lächelnd aber gleichgültig zugehört.

Als ihm eröffnet wurde, daß der Lord sein Vater sei . . sein rechtmäßiger, leiblicher Vater . . . . hatte er laut aufgelacht.

So laut, daß Kapitän und Notar zusammenzuckten.

Wird eine Zierde der englischen Aristokratie werden, dachte Dr. Armers.

„Heiraten soll ich auch noch? Der alte Herr hat Nerven, das muß ich sagen . . . oder vielmehr hatte Nerven, nehme an, daß sie ihn jetzt nicht mehr beißen . . ."

Der Notar warf einen bösen Blick auf Schrötter.

Aber wie konnte man von solchem Subjekt Taktgefühl verlangen.

Er betrachtete Schrötter kritisch.

Der Junge war ein hübscher Kerl.

Hatte ein feines Gesicht.

Beinahe aristokratisch.

„Also wozu entschließen Sie sich? Wollen Sie die Erbschaft ablehnen?"

Der Notar fragte es sehr eifrig.

Man merkte die Erleichterung, die er empfinden würde, wenn dieser Bursche ablehnte.

Plötzlich lachte Schrötter laut auf. Ein Gedanke war ihm durch den Kopf gefahren.

Allerdings die letzten Wochen . . .

Und dann . . .

Schrötter wurde immer nachdenklicher. War dies alles nicht vielleicht eine Fügung des Schicksals?

Millionär! . . . Das gab ihm Mittel, um die Ehre eines Menschen zurückzuerobern. Das gab die Mittel zum Kampf gegen jene . . . .

Es war Schicksalswille.

Er mußte einfach gehorchen.

Und dann sah er in die lauernden Gesichter des Notars . . . des Kapitäns . . .

Es waren eigentlich feindselige, böse Gesichter. Er empfand deutlich den instinktiven Haß, den sie gegen ihn hegten.

Wenn er annahm . . . .!

Sie würden ihren Rücken krümmen müssen

Der einfache Matrose vom Schiffsdeck Millionär, ha . . . ha . . . ha . . . und auch wenn das andere nicht gewesen wäre . . . man sollte es der Komik wegen tun . . . .

Kapitän und Notar empfanden es gleichzeitig.

Auf Sekunden fiel von diesem Manne, wie eine überflüssige, lästige Hülle der Matrose ab.

Er straffte sich.

Sein Gesicht wurde hart und energisch.

Nur um die Lippen spielte ein feines, höfliches Lächeln.

„Ich werde die Erbschaft annehmen."

Es war der Tonfall eines Gentlemans.

Und wie er sie ansah!

Ueberlegen . . . hoheitsvoll . . . herablassend . . . und doch mit jener Höflichkeit, die das timbre von Fürsten ist.

Fast ohne es zu wissen.

Von der Macht irgendeiner im Blut sitzenden Gewohnheit gezwungen, verbeugten sich unwillkürlich bei seinen Worten Kapitän und Notar.

Als Wilhelm Schrötter gegangen war, sahen sich die beiden verlegen an.

Sie schämten sich ihrer plötzlichen devoten Haltung dem Matrosen gegenüber.

Was war das gewesen?

Sie begriffen sich selbst nicht.

„Ein seltsamer Bursche . . .!" knurrte der Kapitän wütend und fiel in seine würdige Pose zurück.

Aber er fühlte die Enge seines Kragens.

„Er kann wie ein Gentleman sprechen," versuchte der Notar sich zu entschuldigen.

„Sie sind ein Narr! . . ." knurrte ärgerlich der Kapitän und knallte ein Buch auf den Tisch.

„Und Sie sehr höflich, Herr Kapitän!“ war die boshafte Antwort des Notars noch in der Tür.

Der zweite Knall war der Knall einer zugeschlossenen Tür.

*

Der Notar verließ leise fluchend den Salon Violets Windermeeres.

Hatte er nicht auch allen Grund zu fluchen?

Er hatte drinnen bei Lady Windermeere gesessen, und da war dieser Bursche erschienen, um seinen Besuch zu machen.

In Matrosenkleidung ging er zu einer Dame.

Aber das war es ja nicht gewesen, was ihn, den Notar Dr. Armers, vor Wut fast ersticken ließ.

Jener kurze Blick ... jenes Nicken des Kopfes .... jene Viertelverbeugung, mit der der Matrose, ja der Matrose Wilhelm Schrötter ihm ... ihm .... dem Notar Dr. Armers die Tür gewiesen hatte ....

Familienaussprache ....

Ha ... daß man nicht lachte ... die Familie war sicher stolz auf diesen Burschen ....

Schrötter hatte ihm also glatt die Tür gewiesen, und dabei war er doch so neugierig gewesen, dieser ersten Zusammenkunft zwischen dem Matrosen und Lady Windermeere beizuwohnen. ...

Wie dieser Bursche den Gentleman mimte!

Unvergleichlich schön, wenn man nicht selbst der Blamierte gewesen wäre ....

Und das Schlimmste, man hatte sich nicht einmal elegant aus der Affäre gezogen. Man wußte ja, daß man eigentlich von selbst hätte gehen müssen, aber bei einem Matrosen ... da hatte man es nicht so genau genommen ... und deswegen war man bei der nicht mißzuverstehenden Aufforderung des Matrosen rot geworden ... rot wie ein Schuljunge, der beim Horchen an der Tür erwischt wird. .. war rot geworden und hatte seine Verlegenheit in Verbeugungen erstickt ... ja, in Verbeugungen, die der Matrose Schrötter auf sich beziehen mußte ....

Er sah noch den erstaunten Blick der Lady über seine Verbeugungen.

Was mußte die nun von ihm denken!

Ein Notar machte Kotau vor einem Verbrecher .... und wenn er zehnmal jetzt ein Millionär war ....

Brrrrr ... rrrr ....

Dagegen half nur kalter Whisky.

Rein, pur ... und zumindest ein Wasserglas voll ...

Er eilte zur Bar.

Stürzte drei Gläser reinen Whisky herunter.

Ging erhobenen Hauptes, stolz wie ein Spanier, wieder davon.

Hony soit qui mal y pense! ...

Tatsächlich war der Matrose Wilhelm Schrötter ein wenig zurückgetaumelt, als er Violet erkannte.

Seltsam, das war ja die Frau, die in den letzten Tagen ständig durch seine Gedanken gegangen war.

Jene Frau, die ihn einen Rohling genannt hatte.

In einer Nacht hatte er sogar von ihr geträumt.

Und in diesem Traum hatte er sie geküßt.

Eine Blutwelle lief ihm unwillkürlich ins Gesicht, als er sie jetzt anblickte.

Diese Frau war ja noch schöner, als er sie in der Erinnerung hatte.

Groß, schlank, rassig. Ein feines Gemmengesicht und darüber eine Flut blonder Locken.

Und was für Augen!?

Eigentlich traurige Augen. Schwermütige Augen.

Ein tiefes verborgenes Leid dämmerte aus der Tiefe hinauf.

Der Matrose Wilhelm Schrötter empfand irgendwie den brennenden Wunsch, etwas zu tun, das das Leid in diesen Augen auslöschte.

Er hätte diese Augen gerne lachen sehen ...

Aber diese Augen sahen ihn mit dem Ausdruck unverhohlener Verachtung an.

Ah, sie verachtete den gemeinen Matrosen. Den Menschen, der von der „andern“ Seite des Lebens kam. Oh, er kannte ja nur zu gut die Anschauungen ihrer Kaste. Hatte selbst einmal ... bah! Das war ja vorbei. Er war der Matrose Wilhelm Schrötter! Niemand anders ...

Oder doch! ...

Durch eine Groteske des Schicksals jetzt ... Lord Duncan.

Für diese Lady aber blieb er sicher der Matrose ... der „gemeine“ Mann ....

Außerdem der Erbschaftsdieb!

Einen Augenblick hatte Wilhelm Schrötter den Wunsch, ihr den ganzen Krempel vor die Füße zu werfen ... das Vermögen ... die Requisiten dieser ganzen Komödie ..., denn nichts als eine Komödie war es für ihn ...

Allerdings eine Komödie, die ihn ein bestimmtes Ziel erreichen lassen sollte ....

Aber als er an dieses Ziel dachte, riß er sich zusammen. Nein, das Schicksal wollte es so. Es hatte ihm diese Karten in die Hand gespielt. Er würde sie ausspielen ...

Aber diese Verachtung würde er sich nicht gefallen lassen. Wenn er zehnmal für sie der Matrose Wilhelm Schrötter war.

Soweit er sich der Rede des Notars entsinnen konnte, war ja sowohl die Lady wie auch die Familie der Lady ganz und gar abhängig von seiner Güte.

Er war Familienoberhaupt geworden ...

Mochte der Teufel wissen, warum der alte Lord seiner Familie diesen Streich gespielt hatte.

Jedenfalls, daß es nichts als ein häßlicher Streich war, davon war Wilhelm Schröter überzeugt.

Egal ... der Lord würde seine Gründe gehabt haben.

Nicht einmal zum Sitzen forderte ihn diese hochmütige Dame auf.

„Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn ich mich setzen dürfte, Lady Windermeere!“

Er sagte dies höflich, aber ein wenig Spott war unverkennbar in seiner Stimme.

In Violets Gesicht schoß eine brennende Röte.

Wie sicher benahm sich dieser Bursche.

Fühlte sich wohl schon als Herr ...

Herr und Gebieter! Zukünftiger Ehemann ...

Lieber tot ...

Und doch war Violet über sein sicheres Wesen, die selbstbewußte Haltung so chokiert, daß sie wortlos auf einen Stuhl wies.

Aber er wartete, bis sie sich selbst setzte.

Saß ein wenig entfernt von ihr.

In einer lässigen und doch respektvollen Haltung.

Er wartete, daß sie das Gespräch eröffnen würde.

Sie schwieg.

Schwieg aus lauter Verlegenheit.

Dachte immer wieder: Woher nimmt dieser Bursche die Haltung, die Manieren ...

Woher die Pose des Gentlemanns.

Verstohlen betrachtete sie sein Gesicht, aber sie senkte sofort wieder die Augen, denn sie hatte in zwei große, braune, selten schöne Augen geblickt, die sie fast ein wenig verzückt betrachteten.

Das aber brachte sie aufs neue in Zorn.

Was bildete sich dieser Mensch ein?

Glaubte dieser Narr wirklich, nun ein Lord geworden zu sein? Dieser Bursche, den die Hefe des Volkes nach oben gespien hatte ... durch die gehässige Laune eines alten Dämons ...

Und dieser Haß, den sie gegen ihn empfand, brach ganz spontan bei ihr aus.

Sie konnte sich einfach nicht mehr beherrschen.

Alles kochte in ihr über.

Riß die Grenzen des Taktes und der Erziehung nieder ließ sie nichts sein, als die tiefverwundete, in ihrem Stolz verletzte Frau ...

Nicht mehr Dame ...

Sie sprang auf und stieß mit dem Fuß auf den Boden.

„Sitzen Sie nicht so da! Spielen Sie nicht den Gentleman! Sie sind keiner ... Sie werden nie einer sein ... Wie können Sie es überhaupt wagen, hierherzukommen ... sich bei mir melden zu lassen ... dazusitzen, wie ein Lord ... Der Atem versagte ihr und sie maß ihn feindlich.

Der Matrose Wilhelm Schrötter war zuerst bei Lady Windermeeres Worten zusammengefahren.

Hatte erstaunt und verdutzt aufgeblickt.

Jetzt aber lächelte er ...

Mußte sich zusammennehmen, nicht laut zu lachen.

Er empfand die ungeheure Komik der Situation. Aber er durfte sie nicht verraten. Mußte Wilhelm Schrötter sein und bleiben.

Er tat verlegen.

(Fortsetzung folgt)

Licht im Dunkel

Skizze von Franz Cingia

Der Chef der Personalabteilung steht schlecht gelaunt an seinem Schreibtisch und betrachtet kritisch ein Briefblatt. Nur ab und zu wirft er einen kühlen Blick auf den Angestellten Carlsen.

„Ihr Gesuch wird keinen Zweck haben, Herr Carlsen“, sagt er endlich. „Die Direktion selbst veranlaßt den Abbau, nicht ich, und Herr Direktor Ummendorf wird keine Lust zeigen, Sie in dieser Angelegenheit zu empfangen.“

„Was bleibt mir dann?“ Sorgenschwer kommt diese Frage über Carlsens Lippen. Der Chef zuckt die Achsel und gibt dem Gesicht einen Ausdruck des Bedauerns.

„Leider nichts anderes als das Los vieler Mitmenschen. Trösten Sie sich mit diesen. Vorerst bekommen Sie ja die Unterstützung, und wenn später die Geschäftslage besser ist, können Sie wieder vorsprechen.“

Carlsen wagt noch einige Bemerkungen über seine Familie, erwähnt auch die mündlichen Zusicherungen, die ihm die Direktion seinerzeit bei der Anstellung machte.

„Lassen Sie das“, fährt ihm der andere unwirsch ins Wort, „mündliche Zusicherungen sind in der jetzigen Zeit ohne Geltung. Wenn Sie aber glauben, die Direktion hörte darauf, dann versuchen Sie Ihr Glück. Ich habe jetzt keine Zeit mehr.“

Wortlos und bedrückt von dem schweren Schatten der Zeit geht Carlsen wieder an seine Arbeit, während ihm der Chef fast schadenfroh und zufrieden lächelnd nachblickt. — —

An den Auszahlungsschaltern der Bank herrscht während der Vormittagsstunden ein lebhafter Verkehr. Boten kommen und gehen. Mappentragende, würdevoll und scharf blickende Männer empfangen Lohngelder für ihre Firmen.

Carlsen, der heute in Vertretung eines verhinderten Kollegen die Beträge für seine Firma in Empfang nehmen muß, bringt sorglich die letzten tausend Mark in der Mappe unter. Dabei verirren sich seine Gedanken unmerklich. Eine geheime Verbitterung überfällt ihn, und er denkt an die kommende Zeit, die für ihn und die Seinen einer dunklen Wolke gleicht, die kein Sonnenlicht durchläßt und kein Himmelsblau. Nur Sorge, vielleicht bittere Not und vergebliche Suche nach Arbeit ist seine Zukunft. Und hier ist soviel Geld in der Mappe. Nur einen kleinen Teil davon besitzen, und ihm wäre geholfen.

Ueber sich selbst erschrocken, weist Carlsen diese Anfechtung weit von sich und verschließt die Mappe ordnungsgemäß. In das leise Geräusch fällt plötzlich vom Eingang her ein wilder, zweistimmiger Ruf:

„Hände hoch!“

Eine plötzliche Stille lastet schwer und unheildrohend. Und ist nur sekundenlang durch das Fallen eines Geldstückes unterbrochen, das unbekümmert um schußbereite Waffen einen jungen Mann vor die Füße rollt und von diesem sicher aufgehoben worden wäre, wenn ihn die Angst nicht gelähmt hätte. Einer der Räuber eilt auf Carlsen zu; der preßt aber seine Mappe mit aller Kraft unter den Arm und ist entschlossen, sie zu verteidigen. Der Schrei einer Frauenstimme zerreißt die Stille. Alarmglocken schrillen hell und dringend. Aus vielen kleinen Oeffnungen einer Leitung zischen fauchend dünne Nebelpfeile in den Raum, die sich schnell zu dicken Wolken ballen. Carlsen hört ein paar wilde Wortbrocken, fühlt erschauernd ein kaltes Eisen ganz nah. Da schlägt er blitzschnell, fast unbewußt, den rechten Arm hoch. Ohne Ziel wettert der Schuß. Als Carlsen das Handgelenk des anderen packt und in höchster Anstrengung drückt und umklammert, schickt der zweite eine Kugel herüber. Aber Carlsen spürt nichts. Er weiß nicht, wo es ihn getroffen hat. Seine Hand ist wie ein Schraubstock und läßt nicht los. Und mit übermenschlicher Kraft drückt er die Geldmappe an sich.

Plötzlich schnellt der andere Raubgenosse auf einen Schalter zu und greift nach einer Geldrolle. Stürmt mit fliegender Hast hinaus. Nun kommen die Umstehenden Carlsen zu Hilfe und schlagen auf den Räuber ein. Das Weinen einer Frau durchzittert den dunstigen Raum. Dann erscheint im Eiltempo die Polizei.

Eine tiefe Erschöpfung umfängt Carlsen, seine Gestalt knickt fast zusammen, während ein nervöses Zittern seine Arme durchrieselt. Allmählich fühlt er, wie in seiner linken Schulter ein Schmerz zu brennen beginnt und wie eine eigenartige Wärme sich verbreitet. Aber in dieser Müdigkeit, der er mehr und mehr verfällt, hat er doch ein helles Empfinden der Freude, daß er seine Geldmappe vor jedem Zugriff bewahrt hat. Eine Weile nachher wird er von jeder weiteren Sorge enthoben. Zwei von der Firma herbefohlene Angestellte übernehmen die Mappe und bringen den verwundeten Carlsen in die Obhut seiner Familie und des Arztes. — — —

Nach einer Woche ist Carlsen doch etwas erstaunt, als Direktor Ummendorf ihn persönlich besucht und sich teilnehmend nach seinem Befinden erkundigt.

„Ich bin zufrieden, Herr Direktor, und hoffe bald wieder fähig zu sein, meine Arbeit zu erledigen, bis meine Zeit bei der Firma zu Ende ist.“

Fast unmerklich verdüstert sich sein Gesicht, und er wendet sich seitwärts, um keine schmerzliche Schwäche zeigen zu müssen. Direktor Ummendorf aber lächelt und legt seine Hand behutsam auf Carlsens Arm.

„Keine Sorge, Herr Carlsen. Es hat sich in der Zwischenzeit plötzlich etwas geändert. Ihr Chef mußte fristlos entlassen werden, da schwere Verfehlungen zum Nachteil der Firma entdeckt wurden. Die Kündigung für Sie ist natürlich rückgängig gemacht, aber ich will es noch durchsetzen, daß Sie die bessere Stellung bekommen.“

Verwundert und erfreut horcht Carlsen auf, und als Direktor Ummendorf sich mit herzlichem Händedruck verabschiedet, hat Carlsen die Gewißheit, daß nach jedem Nebelgrau die Sonne alles wieder warm und glücklich macht.

Das Lied auf ihren Lippen ...

Skizze von Walter A. Persich.

Da man Anno Domini 1820 schreibt, können die Menschen wieder in Frieden arbeiten, und ein Künstler darf wohl einmal im Reisewagen in seine Geburtsstadt fahren.

Die Sonne goldet über Eutin, wie er durch die gewundenen Straßen geht, grün lockt der Schloßturm über dem Parklaub. Er vergißt, daß der eine Fuß nachschleppt. Die Welt hat sich aufgetan, und die Heimat ist wiedergefunden! Ist es noch dasselbe Bot unter der alten Schloßbrücke? Bald steht er im Wald, und wie die Vögel singen, wird ihm ganz leicht. Er zieht eine kleine Flöte aus der Rocktasche und bläst eine Melodie, um sie sogleich auf einem Notenblatt einzuzeichnen.

Er hat nicht bemerkt, wie eine Dame auf dem Wege stehen blieb. Sie summt seine Melodie vor sich hin und geht weiter, er muß ihre hübsche Stimme hören. Sie lächelt; er steckt beschämt seine Flöte beiseite und zieht den Hut. „Verzeihung“, sagt er einfach, „ich wollte Ihren Spaziergang nicht stören ...“

„Oh“, meint die Dame, „das Lied ist sehr hübsch. Ist es eine von diesen neuen Melodien, die aus Berlin kommen?“

Sie gehen zusammen durch die blühende Welt. Die Zeit verrinnt, und als es Nachmittag wird, hat es die Dame eilig zurückzukommen — er muß seinen kürzeren Fuß sehr schnell nachziehen. Beim Abschied verabreden sie wie von ungefähr einen Spaziergang für den nächsten Tag.

In seinem Zimmer im Gasthof will er die Melodie schreiben. Da kommen ihm hundert Melodien, und über allen lächelt der Mund der Fremden, wie die wiedergefundene Heimat. Fieberend eilt er am nächsten Tag und an den folgenden in den Wald. Sie sprechen über Musik, über die Welt, das Leben, sie sprechen nur nicht von sich und gehen bald immer enger nebeneinander durch die Waldwege. Und einmal geschieht es — sie haben sich ins Moos am See gesetzt, und ihr Kopf beugt sich zu ihm —, daß er sie küßt. Sie schließt die Augen und hält still, wehrt ihm nicht; aber auf dem Rückweg bleibt sie nachdenklich und schweigsam. Als sie sich die Hände reichen, wendet sie sich eilig um und geht davon, ohne vom nächsten Tag zu sprechen. Viele Male geht er durch den Wald, er sieht